Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 13. Januar. **Nr. 2**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Morgengebet. — Liberalismus. II. Von W. Kulemann. — Tolstoj und sein Evangelium. Von Baars. — Drei akademische Missionsvorträge. Von Carl Lamb. — Schule und Haus. Von Dr. A. Beyer. — Steuereinschätzung. — Vom Büchertisch.

Morgengebet.

Wie gleitet hell der Erlenbach!
Im Grunde schimmert Silbererz.
So glänze Tugend still vor dir,
So schlage rein dir unser Herz!

Der Himmel leuchtet hoch und frei,
Zum Ätherblau der Adler kreist.
Rein bade der Gedanke sich
In dir, du sonnenreiner Geist!

Und wie du segnest Berg und Tal,
Des Tales Frucht, des Berges Wein:
Laß Mann und Weib an Seel' und Leib
Die Kraft des Lichts gesegnet sein!

Liberalismus. II.

III.

Ich habe oben unter II. die Frage erörtert, welche Vorbedingungen jemand erfüllen muß, um sich Christ nennen und Mitglied einer christlichen Gemeinde sein zu können. Aber dadurch ist unser Thema noch nicht erschöpft, denn es handelt sich in unserem Falle in erster Linie um Geistliche. Das von mir Ausgeführte gilt nun freilich für jedes Gemeindemitglied, und ein solches ist selbstverständlich auch der Geistliche. Aber obgleich es vielleicht der evangelischen Auffassung entsprechen würde, ihm in keiner Weise eine Sonderstellung zu geben, so stehen doch die Kirchenverordnungen, wie sie nun einmal erlassen und deshalb für uns maßgebend sind, auf einem anderen Standpunkte, indem sie dem Geistlichen weitergehende Verpflichtungen auferlegen, als anderen Gemeindemitgliedern. Selbst nach der sehr weitherzigen bremischen Kirchenverfassung hat der Geistliche Pflichten zu übernehmen, die allerdings nicht fest umgrenzt sind, sondern erst in dem Berufungsschreiben formuliert werden, aber doch im wesentlichen darauf hinauslaufen, das reine Evangelium zu predigen, die Sakramente zu verwalten und die kirchlichen Ordnungen zu befolgen. Ihnen unterwirft sich der Geistliche ausdrücklich durch Annahme der Berufung. Ob die Auferlegung solcher Verpflichtungen zu billigen oder zu mißbilligen ist, mag, wie schon angedeutet, zweifelhaft sein, denn das ist eine Frage de lege ferenda, die auszuscheiden hat, sobald es sich um das Maß von Freiheit handelt, das der einzelne angestellte Geistliche besitzt. Sie entscheidet sich, wie gesagt, durch sein Berufungsschreiben und das abgelegte Gelübde. Enthält dies — wie es ausnahmslos der Fall ist — die Verpflichtung zur „ordnungsmäßigen Verwaltung der Sakramente", so ist das eine Fessel, deren Druck ich in vollem Umfange würdige, denn auch ich sehe in dem Sakramentsbegriffe, wie er der Kirchenlehre entspricht, nur einen Rest der alten magisch-materialistischen Anschauung, die im Reliquienwesen wie im Fetischdienst ihren Ausdruck findet. Aber eine Pflicht, die man freiwillig übernommen hat, kann man nicht deshalb ablehnen, weil man sich ihre Tragweite damals nicht ausreichend zum Bewußtsein gebracht oder seinen Standpunkt später geändert hat.

Etwas gemildert werden diese Schwierigkeiten allerdings durch folgende Erwägung. Eine Verpflichtung, soweit sie auf Vertrag beruht, wird stets gegenüber einem bestimmten Vertragsgegner übernommen, und nur dieser hat das Recht, sie geltend zu machen. Das ist bei dem Geistlichen in erster Linie die Gemeinde, und wenn sie mit seinem Verhalten einverstanden ist, so haben Unbeteiligte sich nicht darum zu kümmern. Vielleicht entspräche es dem Ideale einer Kirchenverfassung, wenn in der Tat die Gemeinde nicht allein in erster Linie, sondern ausschließlich über die Wirksamkeit ihres Geistlichen zu urteilen hätte. Aber selbst in Bremen, wo man diesem Ideale verhältnismäßig nahe gekommen ist, hat man es nicht völlig verwirklicht, denn der Senat, dem nach der Verfassung die landesbischöflichen Befugnisse zustehen, hat bei der Anstellung der Geistlichen eine Mitwirkung auszuüben, die allerdings nach der tatsächlichen Handhabung einen vorwiegend formalen Charakter tragen mag, die ihm aber immerhin ebenfalls die Stellung eines „Vertragsgegners" und deshalb das Recht gibt, auf Beobachtung der „kirchlichen Ordnung" zu halten.

Eine andere Frage ist es, wie weit er von diesem Rechte Gebrauch machen soll, und da wird man vom liberalen Standpunkte aus selbstverständlich für möglichste Weitherzigkeit einzutreten haben. Freilich ist bei öffentlichen Einrichtungen das Recht nicht von der Pflicht zu trennen, und deshalb dürfen die Senatsmitglieder, in deren Hand die Entscheidung gelegt ist, sich nicht von ihrer rein persönlichen Auffassung leiten lassen. Aber das führt nicht zu Schwierigkeiten, denn das Interesse, das sie wahrzunehmen haben, ist wiederum dasjenige der Gemeinde, und wenn diese sich in Harmonie mit ihrem Geistlichen befindet, so ist das ein Gut, dessen Wert vom liberalen Standpunkte höher einzu-

schätzen ist, als eine mit Hülfe irgend welches Maßstabes konstruierte „Rechtgläubigkeit". Diese Harmonie wird aber bei den in Bremen bestehenden Personalgemeinden die Regel bilden, denn wenn nicht die Gemeinde den Standpunkt ihres Geistlichen teilte, wäre sie eben nicht seine Gemeinde.

Immerhin, — ergibt sich auch aus diesen Verhältnissen für die Verpflichtung der Geistlichen ein sehr weitgezogener Rahmen, so führen sie doch nicht dazu, den Geistlichen völlig auf die Stufe der übrigen Gemeindemitglieder zu stellen. Sollte etwa die Gemeinde, weil sie in ihrer Mehrheit den Standpunkt ihres Geistlichen nicht billigte, durch Austritte auf einen kleinen Kreis zusammenschmelzen, so dürfte man nicht etwa sagen, daß trotzdem lediglich die Interessen dieses Kreises für den Senat in Betracht kämen, denn das würde dahin führen, mehr oder weniger den Geistlichen an Stelle der Gemeinde zu setzen. Außerdem trifft der ganze Gedankengang nur zu bei Gemeinden mit einem Geistlichen; sobald mehrere an derselben Gemeinde wirken, erfordert er starke Einschränkungen.

IV.

Ich sprach oben von zwei Hauptfragen, auf welche die vorhandenen Meinungsverschiedenheiten zwischen „Gemäßigten" und „Radikalen" zurückzuführen seien, und bezeichnete die erste als eine prinzipielle, während ich der zweiten einen mehr pädagogisch-taktischen Charakter beimaß. Man wird Einwendungen dagegen erheben, daß bei solchen Dingen taktischen, also Erwägungen der Nützlichkeit überhaupt Raum gegeben werde und wird fordern, sie a limine abzulehnen. Aber vielleicht wird man dieses Bedenken fallen lassen, wenn ich näher ausführe, was ich unter dem von mir gewählten Ausdrucke verstehe.

Ich knüpfe am besten an an eine Unterhaltung, die ich über dieses Thema mit einem der „radikalen" Geistlichen selbst hatte. Auf meine Bedenken gegen sein Verfahren erwiderte er:

„Wenn ich aus meiner theologischen Überzeugung die extremsten Konsequenzen ziehe und sie in der schärfsten, vielleicht manche verletzenden Form zum Ausdrucke bringe, so folge ich keineswegs bloß meinem Ehrlichkeitsbedürfnisse, sondern ich handele zugleich so, wie es im dringendsten Interesse der Religion und der Kirche liegt. Nicht allein die höher gebildeten Kreise, sondern auch die intelligenten Arbeiter haben ihr den Laufpaß gegeben und betrachten alle Religion als etwas längst Überholtes, mit dem ein Mensch des 20. Jahrhunderts sich nicht mehr aufzuhalten habe. Wollen wir diese beiden großen Klassen von Menschen, die doch eigentlich die wertvollsten Elemente unseres Volkes bilden, wieder für die Religion gewinnen, so müssen wir ihnen so weit entgegenkommen, wie wir es mit unserem eigenen Standpunkte irgend vereinigen können, d. h. wir müssen möglichst radikal sein."

Meine Entgegnung war etwa folgende:

„Ich gebe Ihren Ausgangspunkt uneingeschränkt zu. Indem die kirchliche Religion petrefakt geworden ist, hat sie ihre Lebenskraft verloren. Wenn man dem Volke als Religion etwas bietet, was nur mit dem Opfer der Vernunft erkauft werden kann, treibt man die wertvollen Elemente nicht nur aus der Kirche, sondern bringt sie auch zu der falschen Ansicht, daß sie religionslos seien, während sie in Wahrheit einem richtigen religiösen Instinkte folgen, indem sie jenes Afterbild von Religion ablehnen. Aber aus diesem Vordersatze folgen nicht die von Ihnen gezogenen Schlüsse. Weder die „Intellektuellen" noch die Arbeiter hören Ihre radikalen Predigten, denn sie weisen jeden Kirchenbesuch weit von sich und bilden also nicht Ihr Publikum. Beiden Klassen können Sie also nicht innerhalb, sondern nur außerhalb der Kirche näher kommen. Bei den Arbeitern müssen Sie dann aber noch das weitere Opfer bringen, daß Sie zur Sozialdemokratie übertreten, denn zu ihrem Vertrauen gibt es einen Zugang nur durch die Pforte der Partei. Das hat Göhre erkannt und befolgt; ich wünsche ihm viele Nachfolger, denn sein Streben geht nach einem hohen Ziele.

Aber dieses Ziel ist nicht das einzig berechtigte, sondern neben ihm gibt es noch ein anderes, durchaus gleichwertiges, nämlich die Mission an der noch innerhalb der Kirche stehenden breiten Volksmasse. Mag auch von den Personen, die sich bei der Volkszählung selbst als „christlich" und „evangelisch" bezeichnen, ein großer Teil der Religion völlig fernstehen und den Austritt aus der Kirche nur aus Bequemlichkeit oder aus anderen Rücksichten äußerer Art unterlassen, und mag der größere Teil derjenigen, die, insbesondere auf dem Lande, zur Kirche gehen, dies nur tun, weil die Sitte und Gewohnheit es so mit sich bringt, so ändert das alles doch nichts daran, daß das fortbestehende äußere Band eine Handhabe bietet, die man benutzen kann und soll. Weshalb suchen denn die Orthodoxen uns Liberalen aus der Kirche zu treiben? Ist es richtig, was sie behaupten, daß wir uns doch nicht um sie kümmern, so können sie uns ja ruhig gewähren lassen. Aber sie sind klug genug, einzusehen, einen wie großen Machtfaktor im Volksleben trotz aller religiösen Gleichgültigkeit heute doch noch immer die Kirche darstellt. Sollen wir diese Position freiwillig aufgeben? Das kann nur derjenige empfehlen, der für die realen Dinge dieser Welt kein Verständnis hat. Wir sind überzeugt, in der Kirche mindestens das gleiche Recht zu haben, wie die Orthodoxie; wir handeln deshalb durchaus loyal, wenn wir den Kampf aufnehmen. Aber, wer die bezeichnete Aufgabe des Liberalismus innerhalb der Kirche anerkennt, muß dann auch sich entschließen, den Kampf nach den für einen solchen nun einmal maßgebenden Normen zu führen, und zu ihnen gehört auch der Gesichtspunkt, den ich oben als pädagogisch-taktischen bezeichnete. Wie ein Schulkind nur dadurch seinem Ziele näher gebracht wird, daß der Lehrer, bei seinem Vortrage sich dessen Fassungskraft, Begriffsvermögen und Vorstellungsweise anpaßt, kurz, sich auf den Boden der kindlichen Auffassung stellt und allmählich vom Einfacheren zum Schwereren fortschreitet, so muß auch derjenige, der eine Volksmasse religiös erziehen will, das gleiche pädagogische System befolgen; er darf also nicht bei der Formulierung so radikal wie möglich vorgehen, sondern er muß gerade im Gegenteil an die traditionelle Auffassungs- und Ausdrucksweise anknüpfen und ihr so weitgehend Rechnung tragen, wie er es irgend kann, ohne seiner Überzeugung zu nahe zu treten."

So weit unsere Unterhaltung. — Ich habe dem Gesagten kaum noch etwas hinzuzufügen und kann höchstens noch auf die Rücksicht hinweisen, die ein Geistlicher darauf zu nehmen hat, daß er nicht nur einem Teile seiner Gemeindemitglieder, sondern allen, also auch denen möglichst gerecht werden muß, die nicht auf seinem theologischen Standpunkte stehen. Daß diese Rücksicht selbst bei Personalgemeinden nicht völlig ausscheidet, habe ich schon erörtert.

V.

Ich bemerkte im Eingange, daß ich bei meiner Erörterung des zwischen „Gemäßigten" und „Radikalen" ausgebrochenen Streites die erhobenen persönlichen Vorwürfe ausscheiden und mich ausschließlich auf den sachlichen Gegensatz beschränken würde. Ich habe das getan und glaube dadurch eine Grundlage für eine gegenseitige Verständigung geschaffen zu haben. Aber eine solche Verständigung wird nicht herbeigeführt durch Zeitungsartikel, sie erfordert vielmehr eine mündliche Aussprache unter den Beteiligten, bei der beide Parteien Gelegenheit haben, ihren Standpunkt zu vertreten sowie ihre gegenseitigen Vorwürfe zu erheben und zu widerlegen. Ich bedauere lebhaft, daß eine solche Aussprache bisher nicht stattgefunden hat und, wie es scheint, auch nicht stattfinden wird, daß vielmehr beide Teile sich darauf beschränken, in ihren Parteikreisen zusammenzukommen, sich gegenseitig in absentia zu verurteilen und sich immer mehr in Zorn und Haß hineinzureden. Daß das nicht christlich ist, steht wohl außer Zweifel, aber es ist auch vom rein menschlich-praktischen Standpunkte betrachtet in höchstem Grade verfehlt und bedauerlich.

Entsprechend dem oben hervorgehobenen Grundsatze, da, wo ich die Verhältnisse nicht sicher übersehe, kein Urteil zu

fällen, will ich auch hier nicht untersuchen, auf welcher Seite die Schuld daran liegt, daß eine solche Aussprache unterbleibt. Immerhin habe ich auf Grund einer persönlichen Erfahrung den Eindruck gewonnen, als ob die „Radikalen" die unzugänglicheren sind. Es läge ja nahe genug, daß ich selbst mich der Versöhnungsaufgabe unterzöge. Daß ich dem „radikalen" Standpunkte nicht allein Verständniß entgegenbringe, sondern ihm sogar persönlich ziemlich nahe stehe, ergibt sich aus meinen Ausführungen. Wenn ich trotzdem die aus ihm gezogenen Folgerungen bekämpft habe, so glaube ich bewiesen zu haben, daß ich, wie es ja auch meine berufliche Erziehung und Übung mit sich bringt, mich von Einseitigkeit frei halte und beiden Standpunkten volle Gerechtigkeit widerfahren lasse. Da ich nun außerdem als Vorsitzender des „Freien Evangelischen Zentralausschusses",*) dem die Wahrnehmung der Interessen des Gesamtliberalismus übertragen ist, eine gewisse formelle Legitimation zu besitzen glaubte, indem für diese Interessen kaum etwas Schädlicheres gedacht werden kann, als diese Streitigkeiten, so habe ich versucht, Verhandlungen in der von mir angedeuteten Richtung anzuknüpfen. Die Ablehnung, die ich dabei auf der „radikalen" Seite gefunden habe, hat mich verhindert, sie fortzusetzen.

W. Kulemann.

Tolstoj und sein Evangelium.

Vergl. P. Gastrow, Tolstoj und sein Evangelium. Ein Vortrag. Verlag Alfred Töpelmann. Gießen 1905. 64 S. 1 Mk.

Es gibt zahlreiche Schriften über Tolstoj, und manche gute sind darunter. Tolstojs Werke werden viel gelesen und laut gepriesen. Von Berufenen und Unberufenen. Die eigenartige Persönlichkeit des russischen Propheten, sein Asketenleben, seine Schicksale, seine Ausstoßung aus der rechtgläubigen Kirche und daß er trotzdem und trotz der Kühnheit seiner Rede nicht nach Sibirien verschwunden ist, seine häufigen Krankheiten, die ihn an den Rand des Todes brachten und aus denen er immer wieder mit ungebrochener Kraft des Geistes erstand, das alles hat viel mit dazu beigetragen, daß er auch in Deutschland Mode geworden ist. Der pessimistische Grundzug, der fast alle seine Schriften, besonders die religiösen, durchzieht, kommt einer Zeitstimmung entgegen. So ist er uns ein Bekannter — und doch den meisten seiner Leser vielleicht ein Unbekannter. Eigentlich muß man alle seine Schriften gelesen und durchdacht haben, um ihn verstehen zu können. Immerhin ist auch dann noch ein Wissender und Tieferverstehender willkommen, der vorurteilslos genug ist, um den großen, seltsamen Mann aus ihm selber heraus zu begreifen und der mit klarem Blicke seines Wesens Grundzug erkannt hat, um von da aus den ganzen Mann in seiner Bedeutung erfassen zu können. Nur einem solchen steht ein Urteil zu, nur er hat das Recht, weil er ihn richtig einschätzen kann, vor Überschätzung zu warnen. Ich habe den Eindruck, als ob Gastrow dieses Recht hat. Er bezeichnet Tolstoj mit Fug als eine Prophetengestalt, die er einreiht in die Zahl der Propheten, welche berufen sind, die Fortentwicklung der Religion durch ihr tiefinnerliches Seelenleben zu fördern. Ist Religion menschliches Innenleben, so kann sie anders nicht gefördert werden. „Der Herr tut nichts, er offenbare denn sein Geheimnis den Propheten, seinen Knechten." Dies Amoswort stellt somit Gastrow mit Recht an die Spitze seiner Schrift. Prophet sein heißt Dichter sein. Das Erleben göttlicher Offenbarungen kann nicht anders als in dichterischer Sprache dargestellt werden. So ist auch Tolstoj Dichter, religiöser Dichter. Zugleich freilich auch ein profaner Dichter ersten Ranges. Das Urteil über den Dichter möchte Gastrow den Literaturbeflissenen vom Fach überlassen, ob ich auch nicht zweifle, daß er auch hier

*) Dieser Ausschuß ist inzwischen aufgelöst. Der Aufsatz ist schon im April v. J. geschrieben, und gelangt aus besonderen Gründen erst jetzt zur Veröffentlichung. D. R.

ein gutes Recht hätte, seine Meinung mit in die Wagschale zu werfen. Aber am Ende würde er hier nur zu denen reden dürfen, die Tolstojs Werke wirklich kennen. Er will aber nur über die religiöse Eigentümlichkeit und Tendenz seiner Dichtungen reden und glaubt dafür auch im engen Rahmen und ohne besondere Voraussetzungen Zureichendes liefern zu können, da es sich hier weniger um die Form als den Stoff handelt. Hier ist der Theologe Fachmann, der Theologe als Historiker, der als wissenschaftlich gebildeter Mann das weite und bunte Feld der Geschichte des religiösen Lebens zu seinem Spezialstudium erkoren hat. In einem ersten Teil bietet Gastrow nun einen kurzen Aufriß der Entwicklung Tolstojs bis zum entscheidenden Wendepunkte seines Lebens, um sich dann der Darstellung seiner abgeschlossenen religiösen Vorstellungswelt zuzuwenden und endlich sein Urteil über den Dichter-Propheten abzugeben. Ich übergehe das Meiste des ersten Teils. Ich darf das, weil ich hoffe, daß mein Hinweis auf das vortreffliche Büchlein die Leser dieses Blattes zum eigenen Nachlesen veranlassen wird, und beschränke mich im wesentlichen auf eine Skizzierung des zweiten und dritten Teils. Ich bediene mich, wie schon bisher, möglichst der eigenen Worte des Verfassers, ohne sie besonders als solche hervorzuheben.

Wir dürfen nie vergessen, in welcher Atmosphäre Tolstoj aufwuchs und lebte, heute noch lebt. Daß er sich aus der starren, leblosen russischen „Frömmigkeit" zur geistigen und sittlichen Höhe emporrang, wird uns stets bewundernswert erscheinen, muß aber eben auch immer im Gedächtnis bleiben, wenn wir sein Christentum richtig werten wollen. Die Skepsis und der auf das Sittliche gerichtete Sinn ist aus dem unbewußten, später bewußten Gegensatz zu der Frömmigkeit, die er um sich herum sah und verachten lernte, herausgewachsen. Ebenso ist die düstere Beurteilung seines früheren Lebens in seinen „Bekenntnissen" von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten. Nicht zum mindesten ist es das Elend des gemeinen Volkes, das seinem sittlichen Streben Ziel und Richtung und Stoff für seine Dichtungen gibt. Dies Ringen um die Seele des Bedrückten und Unterdrückten ist das große Grundmotiv, das überall hindurchklingt. Aber auch die eigene Seele ist ihm Gegenstand seines unablässigen Studiums. Von hier aus wird er der Darsteller des Seelenlebens. Von innen heraus schildert er seine Menschen. Hier sucht er nach dem Sinn des Lebens. Und darum ist seine Philosophie der des Buddhismus und dem Pessimismus Schopenhauers, in dessen Geist er am tiefsten eingedrungen ist, verwandt. Er bleibt jedoch nicht drin stecken, die enge Form des Suchens nach dem Sinn des Lebens verdichtet sich ihm zu der konkreten Form des Suchens nach dem lebendigen Gott. „Gott zu wissen und zu leben, das ist ein und dasselbe. Gott ist das Leben. Und nur durchs Leben kannst du Gott begreifen und ihm Ausdruck geben."

Das Studium des orthodoxen Katechismus bringt ihm die Überzeugung, daß diese ganze Glaubenslehre, die er für den Ausdruck des Volksglaubens angesehen hatte, Lug und Trug ist. So wendet er sich zum Studium der h. Schrift. Das Resultat ist ein durchaus radikales. Er läßt nur die vier Evangelien gelten, auch sie aber nur als bloße Denkmäler der altchristlichen Literaturgeschichte. Wie jemand eine zertrümmerte Statue zusammensetzt, so schaltet er frei mit ihren Stücken und setzt sie, nicht ohne reichliche Umdeutungen, so zusammen, wie es dem vor seinem geistigen Auge stehenden Bilde der rein menschlichen Person und Lehre Christi entspricht. Alle theologische Betrachtungsweise läßt er beiseite. Der Prophet steht immer auch über dem Philosophen, der Dichter über dem Denker. Also bietet er uns ein, freilich unerreichtes Muster der Popularphilosophie. Seine Sprache, seine Beweisführung, seine Bilder sind so klar, daß man ihm recht geben oder sich doch lange besinnen muß, warum er nicht recht hat.

„Im Allgrunde und Allbeginn war die Erkenntnis des Lebens. Die Erkenntnis des Lebens ist Gott. Die Erkenntnis gibt das wahre Leben. Die, die daran glauben, daß das Leben in der Erkenntnis bestehe, werden Söhne,

nicht des Fleisches, aber der Erkenntnis. Und die Erkenntnis des Lebens erschien im Fleische in der Person Jesu Christi, und also begriffen wir ihren Sinn, daß der Sohn der Erkenntnis Mensch und Fleisch, ein solcher ist wie der Vater. Das ist die Verkündigung vom Heil, daß alle Menschen, die sich überzeugten, daß sie Söhne Gottes sind, das wahre Leben empfangen. Die Lehre Jesu ist vollendeter, wahrer Glaube. Gott sah und sieht nie war ja nur der Sohn, der im Vater ist, der wies den Weg zum Leben." So übersetzt Tolstoj den Anfang des vierten Evangeliums. Die zentrale religiöse Frage ist ihm also eine Frage der Erkenntnis. Das wahre Leben liegt außerhalb der Zeit, wenn auch in der Gegenwart, aber auch außerhalb der Persönlichkeit, als ein allen Menschen gemeinsames Leben. Mit Gott, dem Grunde des Lebens, vereint sich also, wer den Mitmenschen dienend im gegenwärtigen, allen Menschen gemeinsamen Leben lebt. So ist für Tolstoj die praktische Frömmigkeit begründet in der Gemeinschaft mit Gott, als solche erst gewinnt sie den sozial-ethischen Aufgaben des Lebens gegenüber ihren Inhalt. — Die Lehre Christi ist ihm in der Bergpredigt zusammengefaßt. Den Schlüssel gibt das Wort: „Ich sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel." Aus ihm folgen die vier weiteren Gebote: „1) du sollst nicht zürnen mit deinem Bruder, 2) du sollst dich nicht scheiden von deinem Weibe, 3) du sollst niemandem einen Eid leisten, 4) Du sollst alle Menschen lieben, auch diejenigen, die nicht deine Volksgenossen sind." Diese Gebote brauchen nur buchstäblich verstanden und befolgt zu werden und der Anbruch des Reiches Gottes auf Erden, bestehend in dem Frieden aller Menschen unter einander, ist da. Indem Tolstoj in diesen Forderungen eine Glückseligkeitslehre sieht, weil er glaubt, daß „meine Glückseligkeit nur dann möglich ist, wenn alle Menschen die Lehre Christi erfüllen, und daß ihre Erfüllung möglich, leicht und freudebringend ist", erhebt sie sich über einen bloßen Moralismus. Ihm hat diese Lehre die Augen für die Versuchungen geöffnet, welche das Glück gefährden. Er hat eine Umwertung aller Werte vollzogen und aus dieser neuen Wertung der Güter der Erde wachsen seine sittlichen Grundsätze heraus. Utopien, Übertreibungen, Verschiebungen z. T., aber unleugbar doch Forderungen voll Wucht und Kraft, Keulenschläge gegen die vielgepriesene Kultur. Seine Aufforderung, zur einfachen, naturgemäßen Lebensweise zurückzukehren, aus der dann auch schon äußerlich das Glück geboren wird, weisen auf Rousseau zurück. — Macht die Befolgung der Lehre Christi die Menschen glücklich, so gibt sie allein auch dem Leben den vernünftigen Sinn. Dieser Sinn ist die Liebe, das Leben im Ganzen. Sie wird die Welt umgestalten, nicht plötzlich, sondern von innen heraus, allmählich, aber doch vielleicht bald. Der Staat wird, so wenig er jetzt die Forderungen der Christen anerkennen kann, sich wandeln. Das retardierende Moment in der Entwicklung ist aber nicht er, sondern die Kirche. Sie gleicht, in jeder Form, Wächtern, die sorgfältig einen Gefangenen bewachen, während dieser Gefangene bereits längst fort ist und mitten unter den Wächtern selbst umhergeht und mit ihnen kämpft. Alles, wodurch die Welt jetzt wahrhaft lebt, — Sozialismus, Freiheit und Gleichheit, Heiligkeit der Arbeit, der Vernunft, der Wissenschaft, der Kunst, — alles, was die Welt bewegt und der Kirche feindselig erscheint, das alles sind Teile jener Lehre, welche die Kirche selbst, ohne es zu wissen, durch die von ihr verborgen gehaltene wahre Lehre Christi verbreitet hat.

Tolstoj hat die praktischen Konsequenzen aus seinen Anschauungen sowohl nach der negativen wie der positiven Seite gezogen. Er gehört nicht zu denen, die „Herr, Herr" sagen, sondern zu denen, die den ihnen ins Herz geschriebenen Willen Gottes tun.

Wie haben wir nun diesen Mann und seine Anschauungswelt zu beurteilen? So fragt Gastrow in einem kurzen letzten Abschnitt seines Büchleins. Bei aller Anerkennung der großen prophetischen Persönlichkeit, aber auch ohne das Pathologische in ihr zu übersehen, spricht ihm der Verfasser

doch den Namen eines Reformators der russischen Volksreligion ab, da jeder Wille zu positiver theologischer Arbeit und liebevoller Anpassung an historisch gegebene Formen fehlt. Aber Ströme lebendigen Wassers gehen von ihm aus und werden noch weithin wirken auf die dürren Gefilde der russischen Christenheit und darüber hinaus, bis in das Volk der evangelischen Reformation. Darum müssen wir uns des Gegensatzes zwischen Tolstojs Evangelium und unserer evangelischen Auffassung bewußt bleiben. Tolstoj will ohne Rücksicht auf das theologische sowohl wie auch historische Verständnis der heiligen Schrift von seinem ganz individuell bestimmten Standpunkte aus einen ganz neuen Sinn des Evangeliums erschließen, wir wollen das möglichst authentische Verständnis des Schriftwortes fördern, um uns ihm im Gehorsam des Glaubens zu beugen. Für Tolstoj ist die Frage nach dem Sinn des Lebens die zentrale Frage des religiösen Lebens, d. h. die Frage: „Gibt es für mich in meinem Leben einen solchen Sinn, der nicht aufgehoben würde durch den unausbleiblich mir bevorstehenden Tod?" Hier ist er doch immer noch mit dem Geiste der orthodoxen Kirche verwachsen. Ebenso zeigt sich seine kirchliche Herkunft bei seiner einseitig geringschätzigen Haltung gegenüber der Kultur. Für uns evangelischen Christen bleibt die zentrale Frage: „Wie mache ich's, daß ich einen gnädigen Gott habe?" „Der Gerechte wird seines Glaubens leben. Ich glaube an eine Vergebung der Sünden. Wir sind Gottes Kinder. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Das ist die Summe unseres evangelischen Glaubens, wie sie Luther in den Mittelpunkt des religiösen Lebens gestellt hat. Und so lautet für uns die Antwort nach dem Sinn des Lebens: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan durch die Liebe und — ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan durch den Glauben." Man mag im Einzelnen hier ein wenig anders denken wie Gastrow, im Ganzen stimmen wir ihm bei. Stimmen ihm auch bei, wenn er den Grund für den Einfluß Tolstojs auf unsere Zeit in der Kulturmüdigkeit unseres Geschlechtes sieht. Weil Tolstoj die Übersättigung des Kulturgenusses mit so wuchtigen Hieben geißelt, deshalb wirkt er befreiend. Unser Geschlecht ist aber auch des Materialismus und endlich der Kirche müde. Darum muß eine Persönlichkeit wirken, die durchaus lebt, was sie lehrt und das, was sie lebt und lehrt, mit der ganzen Wucht prophetischer Rede zu verkündigen weiß.

Tolstoj muß ernst genommen werden, aber er darf uns doch nicht im Zentrum unseres evangelischen Glaubenslebens irre machen. Das Evangelium ist mehr denn sein Evanlium und Luther ist größer als Tolstoj. —

Gastrows Schrift, die ich, wie schon erwähnt, meist mit des Verfassers eigenen Worten kurz skizziert habe, war einer eingehenderen Abhandlung wert. Bei aller Knappheit ist sie ein guter Führer in das Verständnis Tolstojs hinein. Möge sie die Beachtung finden, die sie verdient. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie ohne Widerspruch in einzelnen Punkten bleiben müßte. Das wäre kein Lob. Wo er zu widersprechen hat, wird jeder denkende Leser selber fühlen.

Vegesack. Baars.

Drei akademische Missionsvorträge.

In weiten Kreisen des evangelischen Volkes herrscht heute eine Abneigung gegen die Heidenmission. Indessen ist diese Abneigung keineswegs selbstverständlich. Unser Zeitalter ist ein Missionszeitalter; in der ganzen Welt sind die Missionen tätig. Daß die Mission auch heute eine allgemeine Christenpflicht ist, das wollten die drei Missionsvorträge zeigen, die der Zweigverein des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins" in Heidelberg im November vorigen Jahres veranstaltet hat.

Am 13. November sprach Professor Dr. Rathgen über „Die Weltanschauung der Japaner und ihre

Wandlungen". Er suchte zwei Einwände zu widerlegen, die man gewöhnlich gegen die japanische Mission erhebt. Der erste lautet: Die Japaner sind nicht religiös, und der zweite: Sie stehen auf einer so hohen religiösen Stufe, daß wir ihnen nichts zu bieten haben. — Der Redner trat zunächst dem ersten Einwand entgegen und suchte aus seiner eigenen Kenntnis Japans zu zeigen, daß das ganze japanische Volksleben von Religion durchzogen sei. Ihren Volksglauben nennen die Japaner Shinto (chinesisches Wort) oder Kami no Michi (Weg des Kami, im Unterschied von dem des Buddha und Konfucius). Mit der Verbreitung der chinesischen Kultur in Japan wurde der Buddhismus daselbst eingeführt, welcher den Shinto bald absorbierte, besonders als die Shinto-Gottheiten als Manifestationen ewiger Buddhas anerkannt wurden. Aber die Wiederbelebung des Konfuzianismus in China regte die japanischen Gelehrten zum Studium ihrer eigenen nationalen Institutionen an, die Folge davon war, daß der Buddhismus durch den Shinto als Staatsreligion ersetzt wurde. Die letztere setzt sich zusammen aus Natur-, Ahnen- und Heroenkultus, die heute kaum auseinander zu halten sind. Im übrigen soll der Japaner dem Mikado gehorsam sein und seinem eigenen Herzen folgen, welches, da es von Natur gut ist, ihn immer richtig leiten wird. — — — Obgleich nun der Shinto noch die herrschende Religion in Japan ist, so ist derselbe doch infolge des Eindringens der europäischen Kultur und der Veränderung des ganzen wirtschaftlichen Lebens in seiner Auflösung begriffen. Es will ein Neues in Japan werden. Selbst dieses Neue zu schaffen vermögen die Japaner nicht. Deshalb haben wir die Pflicht, ihnen unser Christentum zu bringen. Allerdings wird dieses nur dann Eingang finden, wenn es in die nationale Eigenart Japans eingeht und vor der wissenschaftlichen Kritik bestehen kann.

Den zweiten Vortrag hielt Professor D. Troeltsch am 20. November über „die Mission in der modernen Welt." — Die Gründe, die gegen die Mission ins Feld geführt werden unter uns Deutschen, sind von besonderer, der deutschen Entwicklung entsprechender Art. An erster Stelle ist zu nennen der uralte Einfluß des Luthertums, das den deutschen Protestantismus wesentlich bestimmt. Es hatte bei seiner Einschränkung auf das Landeskirchentum wenig Sinn für eine über die Landesgrenzen hinausgehende Ausbreitung des Christentums. Die Abneigung des evangelischen Volkes in Deutschland beruht ferner auf unserer starken Neigung zum Theoretischen, die keineswegs aus praktischen Gründen etwas unterstützen will, was man nicht allgemein anerkennt. Hierin urteilt der praktische Sinn der Angelsachsen ganz anders. Weitere allgemeinere Gründe des missionsfeindlichen Sinnes liegen in dem modernen Individualismus und Toleranzgedanken, der jede Einmengung in fremde religiöse Gedanken verbietet. Schließlich kommt unsere heutige religionsgeschichtliche Einsicht in Betracht, daß die nichtchristlichen Religionen doch alle auch Entwicklungsstufen des religiösen Lebens sind und trotz mannigfacher Entartung nicht einfach der Bekehrung und Rettung durch die christliche Religion bedürfen. — — Gleichwohl bleibt die Mission eine allgemeine Christenpflicht. Sie ist die notwendige Folge eines überzeugten Glaubens, der zur Mission treibt. Ferner ist die Mission im Interesse der Fortentwicklung des Christentums unentbehrlich. Eine Religion, die sich nicht mit anderen Religionen kämpfend mißt und sich bei der Ausbreitung weiter entwickelt, stirbt in ihrem eigenen Gehalte ab. Endlich ist eine Einheit der Kulturmenschheit nur auf der Grundlage religiöser Ideen fest zu verankern. Aus den angeführten Gründen ist die Mission ein allgemeines und öffentliches Interesse der Völker.

Freilich verlangt die moderne Welt einen neuen Missionsbetrieb. Nur da soll die Mission einsetzen, wo die bereits eingetretene Entwicklung nach ihr ruft, d. h. in allen Kolonisationsgebieten, wo die Berührung mit der europäischen

Zivilisation das bisherige Leben zerstört hat und der Aufbau eines neuen nötig ist, ferner bei den großen Kulturvölkern des Ostens, z. B. den Japanern und Chinesen, deren religiöse Anschauungen in der Zersetzung begriffen sind. Die Mission soll nicht Kolonien der deutschen Kirchen gründen, sondern nur anregen und möglichst eine neue nationale Entwicklung in Bewegung setzen. In diesem Sinne ist die Mission eine große Zukunftsfrage und wichtige Angelegenheit der gesamten Kulturmenschheit. — —

Den Abschluß des Missionsvortragszyklus bildete der Vortrag des Professors D. Bassermann, der am 28. November über die Eigenart des „Allgemeinen Missionsvereins" sprach. Die Grundlage dieses Vereins — so führte der Redner nach einer mehr persönlichen Einleitung aus, in der er die Genesis seines Missionsinteresses schilderte — ist weit und frei und doch auf der anderen Seite, wie das bei jeder Mission sein muß, religiös, bez. christlich. Der ganze dogmengeschichtliche Ballast, alle theologischen Streitfragen und Spitzfindigkeiten bleiben außer Berücksichtigung und nur das einfache, schlichte, ursprüngliche Evangelium Jesu Christi soll den großen Kulturvölkern Ostasiens vermittelt werden. Die Voraussetzung des Unternehmens ist die Überzeugung, daß auch in den nichtchristlichen Religionen sich Wahrheitselemente finden. An diese hat die Mission anzuknüpfen und eine Weiterentwicklung des in der Volksseele Vorhandenen auf die Höhe des Christentums zu erstreben, in dem für den Einzelnen wie für die Gesamtheit ewige Werte beschlossen sind. — Das Feld seiner Tätigkeit hat der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein in Japan und China, wo das Volksleben in einer inneren Krisis sich befindet. Hohe Anforderungen werden an die Missionare des allgemeinen Missionsvereins gestellt. Entsprechend der Eigenart der Missionsfelder sollen es Männer sein von tiefer Religiosität und umfassender theologischer Bildung. Bezüglich der Missionsmethode steht der Verein auf dem Standpunkte, daß neben der Wortverkündigung besonders die literarische Tätigkeit (Großes hat der verewigte D. Faber darin geleistet) und Beeinflussung des Volkes durch Schulen und ärztliche Hülfsarbeit zu pflegen ist. — —

Diese drei Missionsvorträge, die in der Aula der Universität vor einem zahlreichen Publikum gehalten wurden, haben wohl ihren Eindruck nicht verfehlt. Sie haben jedenfalls gezeigt, daß vom Standpunkt der modernen Welt aus ein neuer Geist, ein neuer Betrieb in der Mission gefordert werden muß, und daß eine Mission in diesem Sinne eine große Menschheitssache, eine allgemeine Pflicht der Kulturmenschheit ist. — —

Heidelberg. Carl Lamb.

Schule und Haus.

Die Vereinigung für Schulreform in Bremen, welche sich eine Umgestaltung der heutigen Schulverhältnisse zum Ziel gesteckt hat, trat kurz nach Weihnachten zum erstenmal an die Öffentlichkeit mit einem Vortrage über „Schule und Haus im Bunde", zu welchem man einen der bekanntesten Reformpädagogen, Herrn Professor Dr. Gurlitt aus Steglitz, als Redner gewonnen hatte. Kein Wunder, daß sich eine große Schar von Herren und Damen eingefunden hatte, um sich über die neue Schulreform unterrichten zu lassen. Da der Gurlittsche Vortrag in der Tagespresse ausführlich besprochen ist, so will ich nur das Wichtigste aus demselben mitteilen, um einige Bemerkungen daran zu knüpfen.

Der Vortragende geht davon aus, daß die Eltern, die naturgemäßen Erzieher ihrer Kinder, sich dieser Aufgabe nicht genügend erinnerten, sonst würden sie sich mehr um die Schule kümmern. Sie müßten mehr Anteil an der Verwaltung bekommen. Jetzt hätten Staat und Kirche sich alle Rechte der Kindererziehung angemaßt, während die

Eltern entrechtet seien. Der Erfolg sei ausgeblieben, das bewiesen die drei Millionen sozialdemokratischer Wähler, die durch ihre Stimmenabgabe auch das herrschende Schulsystem verurteilten. Ein beschämendes Zeugnis für die Schule. Hauptübelstände in der deutschen Schule seien das Berechtigungswesen und der allzu große Bureaukratismus, der die Sozialdemokratie erzeuge. Es werde heute viel zu viel dekretiert und reglementiert. Staat und Kirche raufen sich um die Seelen der Kinder. Letztere sollten nicht zum Objekt politischer und kirchlicher Spekulation gemacht werden. Der Staat habe nicht das Recht, die Hand auf sie zu legen, um sie zu tüchtigen Soldaten zu machen, und die Kirche maße sich ein Herrenrecht an, ebenso wie der Staat. In welchem Glauben die Kinder erzogen werden sollen, sei Sache der Eltern. Der Staat könne nicht das Denken der Kinder beeinflussen. Das Volk lasse sich sein Denken nicht vorschreiben, wie die drei Millionen Sozialdemokraten beweisen, die doch auch guten Schulunterricht genossen hätten. Paul de Lagarde will keine Pflege der Vaterlandsliebe in der Schule, um keine Hurrakanaille zu züchten. Die Schule sei eine Geldfrage geworden, von Rechten und Pflichten der Eltern höre man nichts. Die fachwissenschaftliche Seite der Erziehung müsse natürlich den Lehrern überlassen werden, aber über Anordnung und Masse des Lernstoffs hätten auch die Eltern ein Wort mitzureden. Es müsse daher ein Zusammenarbeiten der Eltern mit der Schule angestrebt werden. Infolge der heutigen geistigen Gleichmacherei in unseren Schulen werde die Entwicklung von Persönlichkeiten unmöglich gemacht.

Ein weiteres Gebiet, auf dem die Eltern ein entscheidendes Wort mitsprechen sollten, sei die Schulhygiene. Eine Überbürdung unserer Schüler, die oft 7—10 Stunden Sitzarbeit haben, sei nicht zu leugnen. Während die Schüler der amerikanischen High Schools jährlich, einschließlich Hausarbeit, 1450 Arbeitsstunden haben, betrage diese Zahl bei unseren deutschen Gymnasien 2160. Als Abhülfe habe man dringend die Abschaffung des Nachmittagsunterrichts, die Verkürzung der Lehrstunden auf 45 Minuten und die Abschaffung der Prüfungen empfohlen. Man halte es kaum für möglich, daß man seit 100 Jahren das Lebensglück von Millionen Kindern so schädigen konnte, ohne daß das Volk dagegen Einspruch erhebt. — Auch das Bildungsideal habe sich verschoben. Nicht derjenige, dessen Wissen einem Konversationslexikon gleiche, sei in erster Linie gebildet, sondern der, der in der ihn umgebenden Welt tatkräftig eingreifen kann, der körperlich zur Tat rüstige Mann. In unseren Schulen könne der Lehrstoff sehr vermindert werden durch Fortlassen des Überflüssigen, z. B. in Geschichte, Sprachen, Religion. Der Unterricht solle nicht das Gedächtnis, sondern das Gemüt pflegen. Vor allem solle jeder Unterricht Heimatskunde sein, dessen Zentrum im Elternhause liege. Die Eltern sollen entscheiden, ob sie ihre Kinder in die Welt Judas, Athens und Roms einführen lassen wollen oder in die Kenntnisse ihres Vaterlandes. Hauptzweck sei die Erziehung zur Persönlichkeit, der einzelne Mensch solle in seine Rechte eingesetzt werden. Die Zukunft Deutschlands hänge von den einzelnen Menschen ab, nicht vom Staat und der Verfassung.

An diese mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen schloß sich eine Debatte, welche aber keine bemerkenswerteren Gesichtspunkte zu Tage förderte. Ein Redner aus Arbeiterkreisen leugnete, daß ein Zusammengehen der Eltern mit der Schule bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen möglich sei. Auch von anderer Seite wurde hervorgehoben, daß einer Schulreform erst soziale Reformen vorangehen müßten. Im allgemeinen wurde aber ein Zusammengehen von Schule und Haus warm befürwortet. Man beschloß, auf Anregung von Herrn Pastor Steudel, die Gründung eines Elternbundes ins Leben zu rufen. Man einigte sich auf die Annahme der folgenden, etwas weitschweifigen Resolution: „Die Versammlung gibt der Ansicht Ausdruck, daß bei dem zur Zeit im niederen und höheren

Schulwesen herrschenden System weder die Wünsche der Eltern, noch die Forderungen der Lehrer, noch die Bedürfnisse der Jugend genügend zur Geltung kommen. Sie geht davon aus, daß die Eltern als die von Natur berufenen und mitsachverständigen Vertreter der Interessen unserer Jugend Einfluß auf die Gestaltung unseres Schulwesens beanspruchen können; und sie betrachtet es daher als eine Notwendigkeit, einen Zusammenschluß aller derjenigen herbeizuführen, welche die Beseitigung aller noch herrschenden Unnatur im Schulwesen als dringende Kulturaufgabe erkennen. Von einem solchen Zusammenschluß erhofft sie, daß in Zukunft den Wünschen und Erfahrungen der Eltern ein maßgebender Einfluß auf die noch immer einseitige Verwaltung des Schulwesens gesichert werde. Mit diesem ihrem Vorgehen hofft die Versammlung auch nach außen hin zu ähnlichem Vorgehen anzuregen."

Zunächst einige Bemerkungen über die neue Vereinigung für Schulreform in Bremen. Ihre Ziele erscheinen noch etwas sehr verschwommen. Es fehlt an jeder scharf umrissenen Aufgabe im Rahmen des Erreichbaren. Man ergeht sich zwar in allgemeinen Redensarten: Erziehung zur Persönlichkeit usw., sagt aber nicht, wie die Reform praktisch angefaßt werden soll. Die an der Spitze stehenden Männer, im wesentlichen radikale Pastoren und die Männer des „Roland", bieten nicht die Gewähr für die große Masse der Eltern, welche doch eigentlich jene Vereinigung bilden sollen, ihren Wunsch nach einer maßvollen Reform unserer Schulverhältnisse erfüllt zu sehen. Eine Reform, wie sie die Herren Scharrelmann, Gansberg u. a. im Auge haben, nämlich eine radikale Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse, dürfte nur wenige unbedingte Anhänger im Elternpublikum finden. Für die Verwirklichung derartiger Pläne sollte man keinen Massenfang veranstalten. Man hat in jenen Kreisen bedauert, daß die vom Guttemplerorden geplante Gründung einer Reformschule (Schillerschule) von unserer Schulbehörde abgelehnt worden ist. Ich halte das Vorgehen der Behörde in dieser Sache für das einzig Richtige. Wohin sollte es führen, wenn der Staat als solcher sich zu solch merkwürdigen Experimenten hergeben wollte? Derartige Versuche müßten auf rein privatem Wege angestellt werden.

Der „Verein für Schulreform" will seine Tätigkeit auf das gesamte Schulwesen erstrecken. Aus rein praktischen Gründen sollte er sich in zwei Sektionen scheiden: eine, welche sich mit den Mängeln und Nachteilen unserer Volksschulen befaßt, und eine solche, welche Reformen im höheren Schulwesen in Erwägung zu ziehen hätte. Beides zusammen läßt sich in der Praxis nicht vereinigen. Dabei sollte man sich in Bremen auf unsere bremischen Verhältnisse beschränken. Eine einheitliche deutsche Schule haben wir ja gar nicht, sondern nur preußische, sächsische, bayerische usw. Ein jeder Einzelstaat hat sein eigenes, vom Nachbarstaat oft abweichendes Schulwesen. Und das ist gut so. Eine Uniformierung unseres Schulwesens wäre das größte Übel. Schulreformen, falls sie überhaupt einen Erfolg haben sollen, müßten in den verschiedensten Staaten und Städten organisiert werden.

Das Verlangen, daß die Eltern sich im Interesse ihrer Kinder mit der Schule in regelmäßige Verbindung setzen sollen, ist nicht neu. Zusammenkünfte von Lehrern und Eltern, sogenannte Elternabende, hat man in Preußen schon in verschiedenen Städten eingerichtet, freilich ist dabei nicht viel herausgekommen. Auch der Herausgeber der „Blätter für deutsche Erziehung", Herr Arthur Schulz (Berlin), welcher in der Debatte wiederholt das Wort ergriff, hält nicht viel davon. In Bremen besteht eine ähnliche Einrichtung an einer höheren Mädchenschule, die sich durchaus bewähren soll. Was der Verein für Schulreform hier erstrebt, ist aber etwas ganz anderes. Man will den Eltern, den großen Massen der Väter (auch der Mütter?) einen wesentlichen Anteil an der Schulverwaltung verschaffen, nicht nur in äußeren, sondern auch in inneren, schultechnischen

Angelegenheiten. Man raisoniert über die heutigen Schulverhältnisse und will nun in echt demokratischer Weise unsere Schulen dem Einfluß einer extrem radikalen Partei ausliefern. Ich behaupte, daß die große Masse der Eltern, abgesehen von der Sozialdemokratie, mit den bremischen Schulverhältnissen im großen und ganzen durchaus zufrieden ist. Sicherlich gilt das von den höheren Schulen. Ausnahmen wird es natürlich immer geben, denn man kann die Unzufriedenen nie aus der Welt schaffen. Was die Volksschulen anbetrifft, so reformiere man in erster Linie den Religionsunterricht. Wenn diese Reform im Sinne des von Herrn Pastor Emde aufgestellten Programms erfolgt, so werden damit gewiß die Wünsche der meisten vernünftig denkenden Eltern erfüllt.

Nun zu den Anklagen des Herrn Professor Gurlitt gegen unsere Schule. Ich erkenne gern an, daß seine Ausführungen in Bremen maßvoll gehalten sind und hatte eigentlich von dem Verfasser des Buches: „Der Deutsche und seine Schule" (Berlin 1905) einen schärferen Ton erwartet. Als Gymnasialprofessor hat er mehr die höheren Schulen im Auge als die Volksschulen, und natürlich preußische Verhältnisse. Daher treffen seine Behauptungen für Bremen nicht immer zu. Daß das Berechtigungswesen, besonders die Jagd nach dem Einjährig-Freiwilligen Zeugnis, ein wunder Punkt unseres Schulwesens ist, wird niemand leugnen. Will man überhaupt das Institut der Einjährig-Freiwilligen, das sich auch beim Militär keiner großen Beliebtheit erfreut, beibehalten, so muß man natürlich ein gewisses Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten für diese Berechtigung fordern. Es fragt sich nur, auf welcher Stufe die Berechtigung erteilt werden sollte. Übrigens vergißt Gurlitt, daß die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst auch solchen jungen Leuten erteilt wird, die sich auf irgend einem Gebiete der Kunst hervorragend betätigen, obwohl sie nur Volksschulbildung genossen haben. Daß Staat und Kirche sich um die Seelen der Kinder „raufen", wie Prof. Gurlitt sich geschmackvoll ausdrückt, um sie für eine einseitige politische und kirchliche Richtung zuzustutzen, kann man sicher nicht für Bremen behaupten. Und wenn Gurlitt meint, daß die Pflege der Vaterlandsliebe nicht Sache der Schule sei, so muß ich ganz entschieden dagegen Widerspruch erheben. Wenn der Staat, wie es nur seine Pflicht ist, für den Unterricht der Kinder durch Errichtung von niederen und höheren Schulen sorgt, so ist es nur etwas Selbstverständliches, wenn er von den Lehrern verlangt, daß sie in den Kindern auch die Liebe zur engeren Heimat und zu Kaiser und Reich pflegen, und es wäre traurig, wenn es Lehrer gäbe, die dies als etwas Überflüssiges oder gar als eine Last ansehen. Die Pflege des Patriotismus in den Schulen finden wir nicht nur in monarchischen Staaten, sondern auch in Republiken, wie Frankreich, und vor allem in den Schulen des freien Amerika, wo mit dem »Aar spangled banner«, dem Symbol der Vereinigten Staaten, ein förmlicher Kultus getrieben wird.

Unser deutsches Schulwesen erfreut sich in der ganzen Welt ungeteilter Bewunderung. Sollten wirklich die Mängel so groß sein, daß eine Reform an Haupt und Gliedern erforderlich wäre?

Zunächst möchte ich mich gegen die von Gurlitt aufgestellte Behauptung wenden, daß für die drei Millionen sozialdemokratischer Stimmen, welche bei der letzten Reichstagswahl abgegeben wurden, die deutsche Schule verantwortlich zu machen sei. Der Umstand, daß die betr. Wähler einmal bis zu ihrem 14. Jahre die Volksschule besucht und natürlich auch Religionsunterricht genossen haben, soll ein Beweis sein, daß die Schule ihre Aufgabe nicht erfüllt hat. Daß jene drei Millionen ins Lager der Sozialdemokratie geraten sind, dafür sind doch wahrhaftig andere Gründe (Elternhaus u. a. m.) als der Schulbesuch entscheidend gewesen. Wenn junge Leute nach ihrer Konfirmation in die Lehre treten oder als Arbeiter in Fabriken gehen oder sonstwie in sozialdemokratische Umgebung gelangen, so wäre es

ja ein Wunder, wenn sie nicht von der allgemeinen Verhetzung ergriffen, allmählich zur roten Internationale schwören würden, wenn in dem in der Schule mit Mühe gedüngten Acker nicht die verderbliche Saat der sozialistischen Irrlehren gesäet und das bißchen Persönlichkeit in der großen Masse untergehen würde. Hier wirken also eine große Reihe von Faktoren mit, um jahrelange Unterrichtsarbeit zu vernichten. Uebrigens bedenke man, daß unter jenen drei Millionen die sehr große Zahl von Unzufriedenen mit enthalten ist, welche, mit den politischen und anderen Verhältnissen unzufrieden, durch Abgabe eines sozialdemokratischen Stimmzettels ihrem Unwillen Ausdruck geben zu müssen glaubten, ohne sich sonst zu jener Partei zu bekennen. Aber die Schule an sich ist daran nicht Schuld. Gott sei Dank ist die große Mehrheit unseres Volkes den sozialdemokratischen Einflüssen gegenüber widerstandsfähig geblieben, das ist doch auch ein Verdienst der deutschen Schule.

Gurlitt wirft unseren Schulen vor, daß sie keine Persönlichkeiten erziehen und den individuellen Neigungen der Schüler keine Rechnung tragen, daß alles eine geistige Gleichmacherei sei.

Es ist zunächst selbstverständlich, daß bei unserem heutigen Massenunterricht — auch in den höheren Schulen Bremens finden sich, nicht nur in den unteren Klassen, 40 bis 50 Schüler in einer Klasse vereinigt, was von der Behörde auf keinen Fall geduldet werden sollte — der Lehrer beim besten Wollen nicht in der Lage ist, den Neigungen der einzelnen Schüler in nennenswerther Weise entgegenzukommen. Er hat seinen Unterricht so zu gestalten, daß er möglichst alle Schüler gleichmäßig fördert, eine sehr schwierige und undankbare Aufgabe. Hier müßte Wandel geschaffen werden, indem man nur eine beschränkte Zahl von Schülern in einer Klasse vereinigt und also mehr Klassen schafft. Das erfordert natürlich mehr Lehrer und kostet viel Geld, auch bei Mitwirkung von noch so viel Elternansichten. Also ist doch wohl die moderne Erziehungsfrage auch eine Geldfrage! Bei Einschränkung der reichlich hohen wöchentlichen Stundenzahl und Wegfall des Nachmittagsunterrichtes würde vielen Schülern Gelegenheit gegeben werden, ihren besonderen Neigungen: Zeichnen, Malen, Musik, Handarbeiten u. dergl. nachzugehen. Übrigens ist man jetzt im preußischen Kultusministerium, auf Anregung des bekannten Pädagogen Geh. Rat Dr. Matthias, mit der Ausarbeitung eines Planes beschäftigt, wonach den Primanern eine gewisse Freiheit in der Wahl der Lehrfächer — je nachdem nach der sprachlich-historischen oder mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite — ermöglicht werden soll. Das wäre schon ein bedeutender Fortschritt. — Was die Erziehung zur Persönlichkeit anlangt, ist sie nicht vielmehr eine Aufgabe des Elternhauses und vor allem des Lebens als der Schule? Gewiß legen Kinder in der Schule den Keim zu ihrer Entwicklung zu Persönlichkeiten und Charakteren, aber erst das Leben soll sie zu tüchtigen, wahrhaften und guten Menschen machen, die dem Vaterlande treu dienen. Wenn aber die Schule in die Herzen der Kinder Gottesfurcht und Liebe zu allem Hohen, Wahren und Schönen pflanzt, so hat sie ihre Aufgabe erfüllt. Daß jedes Kind in der Schule sich der Ordnung fügen, arbeiten lernen, mit einem Worte sich seiner Pflicht gegen Eltern, Schule und Vaterland bewußt werden muß, ist selbstverständlich. Herr Prof. Gurlitt würde das freilich Erziehung zu „Pflichtbanausen" nennen. Ich verweise auf Prof. F. Paulsens Besprechung des oben genannten Gurlittschen Buches: „Der Deutsche und seine Schule" (Sonntagsbeilage zur „Vossischen Zeitung" vom 15. Oktober 1905*).

Über das Verhältnis von Haus und Schule hat Gurlitt in seinem Vortrage wenig Positives vorgebracht. Was die Anordnung und Mischung der Lehrfächer anbetrifft, so ist, wenigstens bei den höheren Schulen, eine weitgehende Mitwirkung des Elternhauses überflüssig. Wir haben eine so

*) Abgedruckt in Buurmans „Kulturkämpfer" Nr. 3.

reichliche Auswahl von Mittelschulen mit und ohne Latein, daß jeder Vater sich diejenige Anstalt auswählen kann, wohin er seinen Sohn schicken will, und erweist sich diese Wahl einmal als verfehlt, so ist eine Umschulung des Kindes auch später noch möglich. Hier in Bremen sind wir insofern gut gestellt, als wir außer zwei staatlichen Realschulen noch vier höhere Lehranstalten besitzen: zwei Gymnasien (darunter ein Reformgymnasium), ein Realgymnasium und eine Oberrealschule. Was wir leider nicht besitzen — und hierfür müßte der Verein für Schulreform kräftig eintreten —, sind staatliche höhere Mädchenschulen, wie sie in jedem deutschen Staate, auch in Hamburg, vorhanden sind. Die Errichtung derartiger Anstalten ist ein dringendes Bedürfnis. Was den Knaben recht ist, ist den Mädchen billig. Aber leider hat der bremische Staat für eine höhere Ausbildung der Mädchen noch keine Mittel übrig. Diese Ausbildung allein den recht teuren Privatschulen zu überlassen, ist verkehrt und kann nur als ein Notbehelf angesehen werden, der möglichst bald zu beseitigen ist. Wünschenswert ist die Mitwirkung des Elternhauses, wenn es sich um die Regelung äußerer Schulverhältnisse handelt, z. B. Wegfall des Nachmittagsunterrichtes (was bei uns nur möglich ist, wenn die Prediger ihren Unterricht auf den Nachmittag legen, wozu leider wenig Neigung ist), Lage der Ferien, Regelung der Arbeitszeit, Überbürdungsfrage, Bewegung und Spiel im Freien u. dergl. Hierin sollten sich die Behörden nach den Wünschen der Eltern richten, wodurch der Organismus der Schule nicht gefährdet würde. In der Praxis wird die Aufgabe der Eltern im allgemeinen darin liegen, daß sie ihres Erzieheramtes ordentlich walten, die Kinder zu Fleiß und gutem Verhalten anhalten, denn Gehorsam, Arbeitslust, Sauberkeit, Ordnungsliebe, Sparsamkeit, Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, Wahrhaftigkeit, Höflichkeit, Achtung vor Autorität, Respekt vor dem Alter und viele andere Tugenden haben die Wurzeln ihrer Kraft weit mehr im Hause als in der Schule. Man hüte sich doch ja, für alle Mißstände und Mängel die Schule verantwortlich zu machen. Eltern mögen sich vor allem selbst prüfen, ob sie ihre Pflicht der Erziehung ihrer Kinder richtig ausgeübt haben, ob sie dieselben zu den oben erwähnten Tugenden anhalten, ob sie nicht allzuleicht törichten Reden ihrer Kinder, die nur allzugern ihre Fehler und Vergehen als Schuld des Lehrers hinstellen, Glauben schenken. In zweifelhaften Fällen wende man sich offen und ohne Scheu, im vollen Vertrauen, an die Lehrer. Die Schule wird jederzeit freudig den Verkehr mit dem Elternhause begrüßen und etwaige Mängel abstellen, denn nur durch einmütiges Handinhandgehen von Schule und Haus kann etwas Ersprießliches erzielt werden — zum Segen unserer Kinder.

Schuleinrichtungen und Lehrer sind selbstverständlich nie vollkommen, wie nichts Menschliches vollkommen ist. Deswegen sollen wir aber nicht beständig nörgeln und mäkeln, sondern das Gute anerkennen, wo wir es finden. Nach Gurlitt ist der Lehrer ein „Kritiker, Zensor, Zuchtmeister; was er werden sollte, ist ein Pfleger und fördernder Freund der Jugend". Ja, ohne Kritik und Zucht geht es nun einmal beim Massenunterricht nicht ab. Damit ist aber sehr wohl vereinbar, daß der Lehrer auch ein Pfleger und fördernder Freund seiner Schüler ist. Die Schüler sollen im Lehrer auch ihren liebevollen Berater und Freund sehen, der stets ihr Bestes im Auge hat, auch wenn er einmal strafend einschreiten muß.

Noch immer haben wir Deutschen Grund, auf unsere Schulen — Volksschulen wie höhere Schulen —, um die uns das Ausland beneidet, stolz zu sein. Und wenn auch manches reformbedürftig ist, so wird sich doch durch einmütiges Zusammenwirken der berufenen Faktoren, wozu auch die Eltern gehören, noch mancherlei bessern lassen. Zu einer solchen maßvollen Reform möge auch der neugegründete „Verein für Schulreform" das seinige beitragen!

Dr. A. Beyer.

Nachwort der Redaktion. Wir eröffnen mit diesem Aufsatz die Erörterung der Schulreformfrage. Manche unserer Mitarbeiter stehen vielleicht den Reformideen Gurlitts u. a. noch näher als der verehrte Herr Verfasser. Wir erwarten gern Rede und Gegenrede, hoffen im neuen Jahrgang alle wichtigen Punkte der brennenden Angelegenheit erörtern zu können und behalten uns vor, demnächst unseren Mitarbeitern einschl. Themata vorzulegen.

Steuereinschätzung.

In diesen Tagen behauptete ein reicher Mann, der viel mit Geld und Geldeswert zu tun hat und der von den Leuten in Geldfragen oft um Rat angegangen wird: Wenn der Staat jedes ausländische Papier, wenn es von einer Hand zur andern geht, stempeln und aufzeichnen ließe, so brauchte er keine neuen Steuern auszuschreiben, so viel würde das in diesen Papieren angelegte — dem Staat verborgene — Vermögen des deutschen Volkes Steuerertrag bringen. Ihm lag das Wirtschaftspolitische im Sinn, mir fiel das siebente Gebot ein: Du sollst nicht stehlen!

In Bremen, wurde mir erzählt, gab's früher auch die Selbsteinschätzung, weniger kompliziert wie heute, verdeckt legte jeder Bürger seinen Steuerbetrag, mit dem er sich einschätzte, auf den Tisch, man nahm ihn auf Treu und Glauben.

Mit der Selbsteinschätzung hat der Staat eine große sittliche Anforderung an seine Bürger gestellt, sie ist ein Stück Volksfreiheit und Volkspflicht, ein Stück Selbstverwaltung. Ist das Volk fähig und sittlich — würdig dieser Freiheit? Wie steht's mit der Antwort, wenn jener reiche Mann recht hat?

Der Versucher geht in diesen Tagen im Volke um und flüstert den Leuten ins Ohr: Nicht alles sagen! Zu einigen sagt er auch: Verschweigen ist noch nicht betrügen. Mit seinen guten Bekannten aber lacht er: Dem Staat ein Schnippchen geschlagen!

Uns mag manchmal — während die offizielle Kirche um gläubig oder ungläubig sich zankt, und um alte unverstandene und unverständliche Lehren mit der neuen Zeit feilscht, wie ein alter Bauer um altererbten Acker, über den die Eisenbahn gehen soll, — hartnäckig und hartköpfig bis zur Expropriation, — uns mag manchmal angst werden über des Volkes Meinung: Was ist ehrlich, was unehrlich!

Kann die Grenze zwischen beiden ernstlich zweifelhaft sein? Sie ist gewiß keinem zweifelhaft, aber der Sinn, der die Grenzüberschreitung fürchtet wie einen Schandfleck auf der eigenen Ehre, ob's heraus kommt oder nicht, ob die Leute den Fleck sehen oder nicht, die Scham vor sich selbst — und vor Gott dem Reinen, dem Vater, ist sie noch so lebendig und hat die Kirche, die für die Sündlosigkeit Jesu durchs Feuer geht, es vermocht, sie lebendig zu erhalten?

Die Selbsteinschätzung gibt uns Gelegenheit Christen zu sein. Am 20. Januar, wenn die Briefe abgehen an die Behörden, werden manche es nicht mehr sein, ob sie auch dafür weiter gelten, ob sie auch mit erhobenem Angesicht weiter gehen, vielleicht auch in die Kirche.

Es gibt eine Gebetsgemeinschaft, die in einigen Blättern ihren Lesern für einen bestimmten Tag in der Woche ein bestimmtes Anliegen zum Gebet empfiehlt. Wir haben keinen Gefallen an dieser äußeren Übung, aber wir möchten doch, daß recht viele in diesen Tagen beim Vaterunser bei der Bitte verweilen: Führe mich nicht in Versuchung!

Vom Büchertisch.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. Heft XII. enthält: 1. Die Verhandlungen der elften Kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen. Von Aug. Kind. 2. Die Japaner in der neuesten (3.) Auflage der Religionsgeschichte von Chantepie de la Saussaye. Von Pfarrer D. H. Haas in Tokyo. 3. Die Religion der alten Ägypter. Autorisierte Übersetzung aus Prof. D. Menzies Historye of Religion von Pred. U. Lehmpfuhl. 4. Bei den russischen Kriegsgefangenen in Japan. Von Pfarrer Schiller in Kyoto.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 2.

Berlin
Bremen.

13. Januar 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: 1905! Ein Rückblick. II. — Aus Baden. I. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

1905!
Ein Rückblick.

II.

Die preußische Mittelpartei, seit Beyschlags Tode fast ohne Aktivität, stellte in ihrer Versammlung am 26. und 27. April in Halle ein umfassendes Programm fest und beschloß eine straffere Organisation durch Begründung neuer und Belebung alter Provinzialgruppen. Sie öffnete durch Beseitigung eines offiziellen Programmbekenntnisses zur Gottheit Christi, wie durch Erweiterung der Forderungen einer strengen Lehrzucht der Pastoren allen nicht protestantenvereinlich gesinnten Theologen, d. h. dem Gros der in der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt zusammengeschlossenen jüngeren modernen Theologen ihre Tore zum Eintritt in kirchenpolitische Tätigkeit unter ihrer Ägide. Professor D. von Soden-Berlin, Pastor Lic. Schian-Görlitz und wohl eine ganze Anzahl anderer schlossen sich daraufhin dieser Gruppe an, während andererseits Männer, wie Prediger D. Weser-Berlin, Professor D. Häring-Halle, Professor D. Deutsch-Berlin, die ostpreußische Gruppe, die ein unmißverständliches Bekenntnis zur Gottheit Christi und eine Lehrverpflichtung auf die Bekenntnisse forderten, aus der Gruppe austraten. Schian, der energische Vertreter der jüngeren Gruppe, begründete im Herbst die wöchentlich erscheinende „Preußische Kirchenzeitung", freundlich darum begrüßt sowohl von dem Führer der älteren Gruppe, Konsistorialrat D. Haupt in Halle, in den „Deutsch-evangelischen Blättern" als auch von D. Rade in der „Christlichen Welt", der in dieses Organ die kirchenpolitischen Erörterungen verlegt zu sehen wünscht, die ihn bisher in der „Christlichen Welt" bedrängten. — Die erste Aktion dieser neufundierten Mittelpartei auf den preußischen Synoden verlief nicht glänzend. Gebunden durch die älteren Mitglieder, erhoben sich die jüngeren nicht zu der freiheitlichen Auffassung, die die „Christliche Welt" in den Tagen des Falles Fischer bekundet hatte, und gebunden durch die jüngeren Elemente kamen die älteren zu keinem energischen Zeugnis für das auch von ihnen geschützte Bekenntnis, ja das Gemisch derer, die sich unter Erklärungsformeln einigten, ließ über die wahre Bedeutung der jene Formeln bildenden Worte keine Klarheit aufkommen. Es wird abzuwarten sein, wie lange die Wucht der immer fortschreitenden theologischen Erkenntnis die neuen Elemente im Bunde mit den alten wird zusammenbleiben lassen. Eine lebendige Mittelpartei, die der Rechten Verständnis und Achtung für die Linke, wie der Linken Bewußtsein historischer Verantwortlichkeit und kirchlicher Kontinuität vermittelt, ist in Zeiten, in denen mit dem Wort vom Austritt aus der Landeskirche gespielt wird, eine Notwendigkeit für eine Landeskirche, so wenig wir im stande sind, in ihr mitzumachen.

Wir sind ausführlicher auf die preußische Mittelpartei eingegangen, obwohl wir in diesem Jahresrückblick keineswegs etwa mit der preußischen Kirche allein zu tun haben, weil wir vermuten, daß bei der Verbreitung der „Christlichen Welt" in ganz Deutschland das Vorbild der preußischen Mittelpartei nicht ohne Nachahmung jenseits der Grenzen Preußens bleiben wird. So ist für Württemberg, wo die Linke nur in wenigen Personen zur Zeit erst vertreten ist, eine Aktion der Mittelpartei, so ist für das Königreich Sachsen eine energischere Aktion der auf gleichem Boden stehenden Chemnitzer Konferenz, mit dem ihm nahestehenden Organ der „Neuen Sächsischen Kirchenzeitung" zu wünschen. Für Bayern scheint nach dem Hergang der letzten Generalsynode und dem Schlußwort unseres Berichtes eine solche Entwicklung noch in weitem Felde zu liegen.

Protestantenverein und „Christliche Welt", alte und neue Mitglieder der Mittelpartei, sie drängen alle mehr oder weniger energisch, aktiv oder abwartend doch auf den Weg vom Kirchentum zum Christentum.

Ihnen steht gegenüber die Hüterin des Kirchentums, die Orthodoxie. Die Landeskirchliche Versammlung, die sie in Preußen im Mai gehalten hat, hat zur Gründung eines Landeskirchlichen Ausschusses der Bekenntnisfreunde geführt, indem sich die beiden preußischen Gruppen der Konfessionellen und der Positiv-Unierten zusammenschlossen. Diese „Bekenntnisfreunde" aber beschränken ihre Tätigkeit keineswegs auf Preußen. Sie haben im Großherzogtum Hessen von Frankfurt a. M. aus eine Gruppe gebildet und haben mit der badischen Orthodoxie sich ins Einvernehmen gesetzt. Planmäßig wird von Berlin aus das Verhalten der Kirchenbehörden und Pfarrer kontroliert und die Orthodoxie mobilisiert. Die Häufung der „Fälle" im vergangenen Jahr, das gleichmäßige Vorgehen auf allen preußischen Provinzialsynoden und auf der hannoverschen Landessynode, die Art, wie die Berliner „Reformation" Fälle vorbereitet, planmäßig ausgestaltet, nicht zur Ruhe kommen läßt, wie endlich auf allen Synoden der ursprünglich geplante und als Plan verkündete Angriff auf die Kirchenbehörden fallen gelassen und in ein Vertrauensvotum umgewandelt wurde, läßt erkennen, daß man es mit einer wohlorganisierten Macht zu tun hat, die mit den Kirchenbehörden in Fühlung steht.

Darüber kann auch nicht täuschen, daß auf allen Synoden das Kirchenregiment sich zu den scharfmachenden Resolutionen ablehnend verhielt. Forderte das die Selbstachtung auf der einen Seite, so hat auf der anderen Seite das Koblenzer Konsistorium in seiner Entscheidung zum Fall Römer bewiesen, daß die Kirchenbehörde die Waffen vor dem Ansturm der Orthodoxie gestreckt hat. Die Huldigung der obersten Kirchenbehörde vor Adolf Stöcker zu seinem 70. Geburtstag wird nicht nur aus dem christlichen Gebot: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen" zu erklären sein.

Aber auch die Orthodoxie vermag dem Zuge der Zeit: Vom Kirchentum — zum Christentum nicht zu widerstehen, ein glänzendes Zeugnis für die Bestrebungen

des kirchlichen Liberalismus. Neben den Bekenntnisfreunden steht der Eisenacher Bund, der wie seine erste — nach dem Urteil des „Redakteurs" der Reformation allerdings wenig gelungene Tagung in Bremen es zeigt, aufklärend, belehrend, religiös vertiefend wirken will. Die Orthodoxie hat von der Pastorenkirche gelebt, sie sieht deren Macht wanken, sie wendet sich, wie der Liberalismus es von vornherein getan hat, an die Laien. Dazu zwingt sie schon das Wachstum der Gemeinschaftsbewegung, die scherzweise als der Protestantenverein innerhalb der Orthodoxie bezeichnet worden ist. Dazu zwingt sie aber vor allem der wissenschaftliche Bankerott in ihrer Mitte. Kein orthodoxer Professor geht außer Landes — sie sind begehrt in Deutschland, denn sie sind selten. — Das Unternehmen, das man den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern", die in das zweite 100 000 ihrer Auflage mit Riesenschritten vorgehen, entgegenstellen wollte, ist krank. In seiner Leitung und seiner Mitarbeiterschaft ist Streit, unter den Pfarrern, die diese Zeit- und Streitschriften empfehlen sollen, ist Streit, unter den Gläubigen über ihre Rechtgläubigkeit, ihre waschechte Orthodoxie ist großer Streit. Ja, Generalsuperintendenten und Pfarrer haben sich vereinigt, um in der „Stille" zusammen theologisch zu arbeiten, eine Verwandlung der freien Akademie in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Ist dieser Bankerott erfreulich? Nein und niemals! Er wird nur denen, die nur mit Schlagworten die Massen mobilisieren, auf lange Zeit noch das Heft in die Hand geben, er wird die Entwicklung auch dieser Gruppe zu dem Bewußtsein, daß es mit dem alten Kirchentum nicht mehr geht, — aufhalten. Darum sind zu begrüßen die energischen Arbeiten, die eine moderne Theologie des alten Glaubens schaffen wollen. Solche Arbeit zur Selbsterwerbung des Erbes der Väter, zu eigener Durchdringung der Überlieferung, wird den Arbeitenden das Verständnis auftun für die moderne Theologie, die dies auf dem gleichen Wege geworden ist, wird eine würdige Gegnerin dieser modernen Theologie zu deren eigener Vertiefung ins Leben rufen. Ja, Stimmen, die gegenüber hartgesottenen Parteireden zur Anerkennung der Frömmigkeit, der Religion mahnen, die auch auf seiten des kirchlichen Liberalismus zu finden sei, orthodoxe Stimmen, die von der Möglichkeit reden eines Miteinanderlebens im stillen Wetteifer um die Gewinnung der Seelen für das Christentum, so vereinzelt sie noch sind, lassen uns hoffen daß für Preußen, Sachsen, Bayern und wo sonst die Orthodoxie in der Alleinherrschaft noch ist, auch noch einmal Zeiten kommen, wie sie Baden und Elsaß-Lothringen unter einem Kirchenregiment erleben, das der Freiheit Bahn und Frieden läßt.

Gott sei Dank für solche Hoffnungen! Sie tun uns not angesichts der Riesenaufgabe, die unserer Kirche gestellt ist, unser Volk stark und gesund zu erhalten für die Bewegungen, wie sie die umliegenden Völker erschüttern und wie sie auch unserem Volke nicht erspart sein werden. Solche Hoffnungen machen uns feurig und eifrig zur Arbeit. Wir müssen vorangehen, ob auch unter Schmähungen und Leiden, wir brechen die Bahn, fromm und frei, die anderen werden, sie müssen uns folgen.

Vom Synodalentage und von jener Notablenversammlung, wie jener in Worms, diese in Leipzig 1904 getagt haben, hat man wenig gehört. Auch der Evangelische Bund holt, wie es scheint, immer noch Atem, um den Lauf zu beginnen, zu dem er in Dresden 1904 sich anzuschicken schien. Wir haben keinen großen Eindruck von der Hamburger Tagung gehabt, vielleicht daß die neue Organisation ihm weiterhilft. Daß er zum Schulkompromiß keine energische Stellung hat für Befreiung der Schule vom klerikalen Einfluß, ist kein gutes Zeichen und wohl eine Folge der Drohungen der Orthodoxie, die auch diese große Organisation in Abhängigkeit von sich wissen will. In Baden ist man durch einen Bund aller linksstehenden Parteien des Zentrums bei den Wahlen Herr geworden. Für Preußen ist das ein weit und fern noch liegendes Ziel, dort wartet

man lieber immerfort auf den inneren Zerfall des Zentrums auf der einen, der Sozialdemokratie auf der anderen Seite in allerlei Hoffnungen auf die bekannten gebratenen Tauben.

Mit ihrer stillen Arbeit ist die Mission im vergangenen Jahre wieder einmal in die öffentliche Diskussion geraten. Die Vorgänge in Südwestafrika haben ihr Angriffe, Verteidigungen nnd Diskussionen gebracht, ob sie Mitschuld trage, ob sie national sein müsse oder ihrer Missionskinder sich annehmen dürfe, ob sie recht hat mit ihrem Tadel der weißen Ansiedler und Händler. Sie wird sich daran gewöhnen müssen, ein Faktor in der Weltpolitik zu werden, sie wird immer freier und großzügiger arbeiten müssen, auch wenn das einigen Missionspastoren weit hinten im Lande wie weltliches Treiben vorkommt. Noch scheint der Geist jener weltfernen und weltfremden guten aber engen Menschenkinder in ihr die Vormacht zu haben, denn auf der Bremer Missionskonferenz hat sie dem kirchlichen Liberalismus Recht und Fähigkeit abgesprochen, Mission zu treiben, ja ihn beschuldigt, das Missionswerk drinnen und draußen zu zerstören. Dieser Bannfluch hat dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein, der der lebendige Gegenbeweis gegen diese doktrinäre Behauptung ist, Mitglieder und Freundschaft eingetragen, der Sache der Mission aber sonst wohl wenig genützt, vielleicht nur die Gewissen streitsüchtiger und ängstlicher Kirchenmänner erhoben und beruhigt. Die Arbeit des genannten Vereins geht rüstig ihren Weg, unter der neuen Lage drüben im Osten so energisch, daß die Geldsammlungen in der Heimat ihr nicht folgen konnten. Nun heißt's sich aufmachen und das Defizit decken helfen.

Vielleicht wäre übrigens jener Protest nicht gar so bitter scharf geworden, wenn nicht Bremen jener Konferenz den Namen gegeben hätte und ihr Tagungsort wäre. Bremen, schon das Wort in Verbindung mit Kirche, Religion oder Theologie, macht viele Leute in unseren Tagen nervös um der bösen Radikalen willen, die dort hausen. Große Gedanken — das ist schade — werden von jenen Radikalen in kleinlicher Art vertreten, Gedanken, die auch im Liberalismus Platz finden, werden entstellt und verzerrt durch radikale Vertretung, mit Willkür und Zügellosigkeit vermengt und so in Mißkredit gebracht. Der Fall Mauritz hat viel reinste Freude, d. h. Schadenfreude, den Gegnern des kirchlichen Liberalismus bereitet. Wir haben unser Urteil sachlich gefällt, wir haben das Auftreten mißbilligt, aber ebenso wenig dem bremischen Senat mit seiner Maßregel der Ungültigkeitserklärung geschehener Taufen recht geben können.

Kirchentum ist menschlich-zeitliches Denken und Formen, Christentum ist ewig-göttliches Leben in Menschenherzen; Christentum die Hauptsache, Kirchentum nur zu seiner Pflege und Förderung. Christentum wird immer wieder Gemeinschaften bilden, auf uns in Deutschland ist's gekommen in der Gestalt der Landeskirchen. Wo sie dem Christentum Freiheit lassen im Gefühl der Dienstpflicht, haben sie geschichtliches Recht und werden sie bestehen. Gott ist ein Gott der Ordnung, nicht der Willkür. Wo sie um überkommener Rechte willen die Dienstpflicht versäumen, wird man sie erinnern daran: Ihr seid nicht Herren unseres Glaubens, sondern sollt Gehülfen unserer Freude sein. Wo in den Landeskirchen und über sie das Kirchentum immer in Anlehnung an das römische Muster mächtig werden will, wie jetzt dort, wo die Orthodoxie herrscht, ist dies Kirchentum zu bekämpfen für das Christentum. In diesem Kampfe stehen wir nicht gegen die Landeskirche, die ist an sich kein Übel, aber für die freie Wirkung des Evangeliums Jesu auf alle Glieder unseres Volkes.

Aus Baden.

I.

Man kann sagen, in unserer Landeskirche besteht augenblicklich das Hauptgeschäft darin, die Beschlüsse der vorjährigen Generalsynoden wirksam werden zu lassen. In dieser Beziehung hat am meisten Parteibewegung die Neuordnung des Religionsunterrichts hervorgerufen. Entsprechend den Beschlüssen der Generalsynode hat der Oberkirchenrat für die Neuordnung den erforderlichen Erlaß herausgegeben. Merkwürdigerweise hat er im Kreis der Konservativen z. T. eine starke Aufregung verursacht; zwar weder hinsichtlich der biblischen Geschichte, die keine Verkürzung verfahren hat, noch der Kirchengeschichte, für die noch das alte Büchlein vorläufig im Gebrauch bleibt. Aber die Streichungen im Bereich der Katechismussätze waren es, die einem Teil der Konservativen nachträglich die Ruhe raubten. Der Wortführer dieser Ängstlichen unter seinen Freunden stellte nämlich unter großem Erschrecken seinerseits fest, daß von dem Schicksal der Streichung gerade unentbehrliche Grundwahrheiten heimgesucht worden seien. Der nachdenkende Mensch wird, wenn er dies liest, auf die Vermutung kommen, daß mindestens irgend einer der drei Hauptglaubensartikel oder die Lehre von Sünde, Buße, Gnade oder etwas derartiges herzlos über Bord geworfen worden sei. Ach nein! Die Grundwahrheiten, für die jener tapfere Streiter eintritt, sind — Himmelfahrt, Höllenfahrt, und Wiederkunft. Das Geheimnis ist sehr einfach zu lösen: wenn denn doch einmal gekürzt werden muß — und auf der Generalsynode haben auch konservative Redner zugegeben, daß unter heutigen Verhältnissen der bisher übliche Katechismusstoff eine übermäßige Belastung darstellt —, so muß man in Gottes Namen eben einmal an irgend einer Stelle das Messer ansetzen. Wer überhaupt den Glauben an den alleinseligmachenden Katechismus vertritt, wird natürlich bei jedem Schnitt, ganz gleichgültig wo er geschieht, schmerzvoll aufschreien, als würde eine unentbehrliche Heilsgarantie beseitigt. Wer aber dem Glauben an die Nützlichkeit der Kürze eines solchen Lehrbuchs sich in die Arme geworfen hat, der wird ohne Gewissensbisse zusehen, wenn da einmal und dort einmal einige Buchstabenreihen von der Bildfläche verschwinden. Kürzungen machen es notwendig, daß man unterscheidet zwischen Wichtigem und Nichtwichtigem, zwischen Unentbehrlichem und Entbehrlichem. Wenn die Generalsynode gerade den Satz von der Wiederkunft zu der letzteren Sorte gerechnet hat, so verdient sie deswegen noch keine Lamentationen, als sei nun offiziell kirchengesetzlich eine der Säulen zusammengestürzt, von denen der Bau des Reiches Gottes getragen wird. Zudem ist ja beim Bibellesen Gelegenheit gegeben, auch die so gewaltigen Wiederkunftsreden Jesu durchzugehen, während die Himmelfahrt — für die unser Katechismus einen über die Maßen langen und deswegen dem Strich verfallenen Satz enthält — in der Biblischen Geschichte zu ihrem Recht kommt. Die Neuordnung ist, wie in der Generalsynode namentlich der Präsident des Oberkirchenrats nachdrücklich hervorgehoben hatte, von rein praktischen und pädagogisch-technischen Gründen ausgegangen. Als ein Sieg der liberalen Theologie waren sie nicht beabsichtigt und werden sie von den Liberalen auch nicht ausgebeutet. Daß der Verfasser jenes konservativen Klageliedes die ganze Sache in „die großen Zusammenhänge" des liberalen Ansturms gegen die Grundlagen der Kirche und wie diese Redensarten alle heißen, hineingestellt hat in der Befürchtung, daß jener gottlose Strom die ganze Kirche wegschwemmen werde, das sind unnötige Phantasien.

Im übrigen ist die Neuordnung überhaupt nur ein Provisorium. Die nächste Generalsynode im Jahre 1909 wird das Werk der Reform auf einer umfassenderen Basis aufrichten. Die Vorarbeiten dazu werden von einer Kommission besorgt, die nach dem Beschluß der letzten Generalsynode vom Oberkirchenrat bereits gebildet worden ist. Soviel man weiß, ist sie nach den subtilsten Gesetzen der Parität zusammengestellt: Die Linke, die Rechte, die Mitte, die rechte Linke und die linke Rechte, alle feststellbaren Nüancen sitzen bei einander. Es können also alle Ansichten und Stimmungen zur Geltung kommen. So ist zu hoffen, daß schließlich, trotz der Schwierigkeit, ein in sich einheitliches Werk geboren wird, das dann einen gründlichen Fortschritt darstellt.

Es verdient in diesem Zusammenhang hervorgehoben zu werden, daß bei uns in Baden die Trennung von Schule und Religionsunterricht zum Glück nicht die mindeste Aussicht auf Verwirklichung hat. Abgesehen vom Zentrum und den Konservativen sind auch die Nationalliberalen nicht dafür zu haben, wie die letzteren ausdrücklich in ihrem Landtagswahlprogramm festgestellt haben. Unter den Jungliberalen hat die Idee allerdings in Versammlungen da und dort gespukt. Es ist ihnen aber, so weit ich's beurteilen kann, von den Alten gesagt worden, daß das Unsinn ist, die erbarmungswürdige Schrift der Bremer Lehrer wird Gelegenheit geben, überhaupt im Lauf der nächsten Zeit in der Öffentlichkeit zu zeigen, wie wenig man wissen und wie unlogisch man sein muß, um die Entfernung des Religionsunterrichts aus der Schule als ein Ideal zu preisen.

Nachrichten.

Universität. Während Privatdozenten und außerordentliche Professoren, die moderne Theologen sind, jahrelang warten oder ins Pfarramt übergehen müssen, weil sie keine Aussicht auf Berufung haben, können Dozenten der orthodoxen Theologie an sie ergehende Rufe vom Auslande her ablehnen, weil sie wohl sicher sind, in Deutschland unterzukommen. Oder sollte das der Grund sein, daß sie meinen, ihre Partei hätte bei der schwachen wissenschaftlichen Vertretung der Orthodoxie jeden Mann nötig? — Der außerordentliche Professor Lic. R. H. Grützmacher in Rostock hat einen Ruf nach Wien abgelehnt, desgleichen der außerordentliche Professor Dr. Kropatschek in Breslau eine dahingehende Anfrage ablehnend beantwortet. — Die Straßburger theologische Fakultät hat den Maler Professor Eduard von Gebhardt zum Doktor der Theologie honoris causa ernannt.

Auf die Religion und Gottesfurcht kommt es nicht an, sondern auf die Glaubenslehre der Kirche, dies Geständnis der „Kreuzzeitung" sei notiert; in der Nummer vom 23. Dezember schreibt sie zum Fall Römer: „Lic. Römer mag ein tief religiöser, gottesfürchtiger Mann sein, in Gesinnung und Wandel ein edles Vorbild. Aber zu einem Lehrer und Prediger in der evangelischen Kirche fehlt ihm etwas Wesentliches: die innere Übereinstimmung mit der Glaubenslehre dieser Kirche."

Ein Gnadengesuch des Pfarrers Ebeling in Leipzig um Erlaß bezw. Milderung der Strafe ist abschlägig beschieden worden. — Man geht hart um mit diesem Mann.

Die Drohung mit dem Austritt aus der Landeskirche ist von uns immer verworfen worden, nun gar, wenn es sich darum handelt, dadurch einen Druck auszuüben auf die Regierung zur Beseitigung eines Lehrers, der in der Gemeinde sich verhaßt gemacht hat. So soll es geschehen im Dorfe Rieplos, Kreis Beeskow-Storkow, wie die Frankfurter „Oder-Ztg." mitteilt. Wenn es vermutlich auch nicht zu diesem Schritte kommt, der Vorgang ist als Symptom bemerkenswert dafür, wie wenig die orthodox beherrschte und versorgte Kirche beliebt und geachtet ist, da man mit der Zugehörigkeit zu ihr so leichthin umgeht.

Köln a. Rh. Am 18. Dezember hat sich in Köln ein Verein für evangelische Freiheit gebildet. Er verbreitet einen Aufruf, an dem nur zu korrigieren ist, daß am 2. Januar schon über 500 Mitglieder dem Verein beigetreten waren, in dem es heißt: . . . „Die Gründung entsprach einem Bedürfnis, das sich während des letzten Jahres für alle liberalen Glieder der evangelischen Landeskirche immer gebieterischer geltend gemacht hat. Längst hat in unserem kirchlichen Gemeindeleben eine einseitig orthodoxe Richtung die Oberhand gewonnen; in der Repräsentanz, im Presbyterium und in den synodalen Vertretungen stehen die liberalen evangelischen Christen unserer Provinz in einer nach oben hin stets schwächer werdenden Minderheit, in der Generalsynode fehlen sie ganz. Die Folgen solcher in keiner Weise der inneren Kraft und der zahlenmäßigen Stärke des evangelischen Liberalismus entsprechenden Verhältnisse sind nicht ausgeblieben. Rücksichtslos macht die herrschende Partei von ihrem äußeren Übergewicht Gebrauch, und neuerdings schickt sie sich an, das Lehramt und dadurch mittelbar die Gemeinde in strenger Buchstabenauslegung auf ein Bekenntnis festzulegen, das ernste wissen-

schaftliche Forschung längst als ein zwar ehrwürdiges, aber doch vergängliches Menschenwerk erkannt hat. Dem Berliner Fall Fischer folgte der Kölner Fall Jatho, und aus orthodoxen Kreisen verlautet zuverlässig, daß man alles aufbieten werde, um dem rheinischen Herold des neuzeitlich verstandenen Evangeliums weitere Steine in den Weg zu werfen. Schon aber erregt ein dritter Fall, die Nichtbestätigung des Lizentiaten Römer als Pfarrer in Remscheid, aufs neue die Gemüter der Freunde evangelischer Freiheit. Werden sie sich nun endlich zur Wehr setzen? Werden sie sich sammeln, um ihr gutes Recht, ihr allgemeines Priestertum, die Freiheit des evangelischen Christen in den gegebenen Formen der Kirchenverfassung geltend zu machen? Oder soll der junge religiöse Idealismus des beginnenden Jahrhunderts an den Fluren der Rheinprovinz, an den Mauern Kölns uneingeladen vorüberwandeln?

Die Vereinsgründung vom 18. Dezember hat diese Fragen bereits in erfreulichster Weise beantwortet. Über 300, heute bereits über 500 evangelische Männer aus Köln und Umgebung sind dem neuen Vereine binnen Wochenfrist beigetreten, weitere Anmeldungen erfolgen täglich. Auch einige Frauen zählen schon zu unseren Mitgliedern, und herzlich ist uns die Hülfe der Frauenwelt willkommen, die, wenn auch nach unserer Kirchenverfassung nicht wahlberechtigt, dafür in erster Linie berufen erscheint, auf die heranwachsende Jugend im Sinne unserer religiösen Überzeugungen zu wirken.

Der Verein will keinen Andersdenkenden mundtot machen. Wie er selbst Duldung innerhalb der Landeskirche fordert, in der seine Mitglieder bleiben wollen, weil sie sich als echte Protestanten fühlen, so wird er jede andere Richtung achten, sofern sie auf ehrlicher Überzeugung beruht.

Fest entschlossen, den guten Kampf, in den einzutreten er sich rüstet, nur mit reinen Waffen zu führen, wird er es nirgends an Einsetzung seiner ganzen Kraft fehlen lassen, um seine Ziele zu verwirklichen. Dabei wissen wir uns eins mit der in der Entstehung begriffenen rheinisch-westfälischen Vereinigung der Freunde evangelischer Freiheit. Unser Verein wird, so hoffen wir, ein bedeutsames Glied dieser größeren Organisation bilden.

Darum auf, evangelische Mitbürger von Köln, Männer und Frauen, die ihr mit uns eines Sinnes seid oder bisher verärgert abseits gestanden habt, tretet ein in den „Verein für evangelische Freiheit!"

Beitrittserklärungen nehmen die unterzeichneten Vorstandsmitglieder entgegen. Jahresbeitrag 2 Mk.

Professor Dr. Geffcken, erster Vorsitzender. Dr. Clausius, Landrichter, zweiter Vorsitzender. Paul Stuermer, Buchhändler, Schriftführer. Paul Engels, Kaufmann, Schatzmeister. Karl Jahn jun., Kaufmann. Professor Ernst Löwe, Oberlehrer. Geh. Justizrat O. Müller, Oberlandesgerichtsrat. Reusch, Oberlandesgerichtsrat. Louis Schreiber, Architekt.

Vereine und Versammlungen.

Straßburg. Protestantisch-liberaler Verein, 14. Jan., 5 Uhr, Jahresfest in der Nikolaikirche. Festpredigt: Pfarrer Zier in Hürtigheim. Bericht: Dr. Blind. — Vorträge in der Nikolaikirche 8 Uhr abends: 1) am 15. Januar: Unsere Zeit und die Religion, Lic. Dr. Schweitzer; 2) am 22. Januar: Jesus und wir, Lic. Dr Schweitzer; 3) am 29. Januar: Wir und die Kirche, Pfarrer Ernst, Thomaskirche.

Köln, 18. Januar, abends 8 Uhr, großer Saal der Lese: Öffentliche Versammlung, veranstaltet von der Kölner Gruppe der „Freunde evangel. Freiheit". Tagesordnung: Fall Römer. Alle Freunde sind eingeladen. Näheres in der nächsten Nummer. Vorher 3½ Uhr Ausschußsitzung des Gesamtausschusses der Vereinigung der Freunde evang. Freiheit.

Berlin. Berliner Unionsverein (Deutscher Protestantenverein) Freitag, den 19. Januar, 8 Uhr, in der Aula des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums (Dorotheenstr. 13/14), Prediger Lehmpfuhl: „Die Religion der Germanen".

Parochialverein der Heilig-Kreuz-Gemeinde. Montag, den 15. Januar, 8¼ Uhr, in der Unionsbrauerei (Hasenhaide), Zweiter Diskussionsabend. „Wie stehen wir Liberalen zu den kirchlichen Dogmen?" Ref. Pfarrer Habicht, St. Petri.

Hamburg. Protestantenverein, 18. Januar, im Zimmer 22 des Patriotischen Gebäudes: Diskussionsabend. „Die Religion und die Kultur."

Die wirtschaftliche Bedeutung des Versicherungswesens. Einer der zuverlässigsten Maßstäbe für die Kultur, insbesondere für die wirtschaftliche Blüte eines Volkes, ist die Entwicklung seines Versicherungswesens. So kommt die wirtschaftliche Überlegenheit Deutschlands gegenüber seinem westlichen Nachbar auch dadurch zum Ausdruck, daß das deutsche Versicherungswesen das französische erheblich überflügelt hat. Voraus sind uns aber immer noch in dieser Beziehung — wenn wir hier von der obligatorischen Arbeiterversicherung absehen, in der Deutschland unbedingt den ersten Rang einnimmt — die Engländer und Nordamerikaner. Jedoch auch diesen wirtschaftlich am weitesten vorgeschrittenen Völkern nähern wir uns in bezug auf die Zahl der Versicherten und die Größe der Versicherungssumme immer mehr. Vorbildlich für die rasche Entwicklung des Deutschen Versicherungswesens ist die Geschichte des bald nach Gründung des deutschen Reichs ins Leben gerufenen, nebeneinander die Haftpflicht-, Unfall- und Lebensversicherung betreibenden Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Vereins in Stuttgart, dessen Polizenzahl sich 1890 auf 74 000 belief, 1900 auf 386 000 und zur Zeit auf 650 000, während die Prämieneinnahme in den gleichen Zeitabschnitten stieg von 1 700 000 Mk. auf 6 000 000 Mk. bezw. 18 000 000 Mk. und die Aktiva von 3 900 000 Mk. auf 22 Millionen Mark bezw. 40 Millionen Mark.

Flügel
Pianinos
Phonola

Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamerstrasse 27 b.

Lebens-, Militärdienst-, Brautaussteuer-, Pensions- u. Renten-Versicherung.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Gesamtversicherungsstand: 650 000 Versicherungen. || Zugang monatlich 6000 Mitglieder.
Vermögensstand mehr als 40 Millionen Mark.
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

Probe-Nummern des Protestantenblattes
werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.
Preis vierteljährlich Mk. 1.50.
Bei direkter Zusendung 40 Pfg. extra.

Der Wegweiser 1906
Kalender des deutschen Protestantenvereins
ist noch vorrätig.
Herausgegeben von **O. Raupp,** Pfarrer in Mundingen.
Preis 50 Pfg., in Partien billiger.

Inhalt:
Kalendarium. — Die regierenden deutschen Fürsten. — Postporto. — Über Versendung von Telegrammen. — Vom Protestantenverein. — **Otto Frommel,** Gott, Gedicht — **O. Raupp,** Eine grosse Zeit. — **Wilhelm Brückner,** Zwinglis Sieg am 29. Januar 1523. — **Paul Mehlhorn,** Schiller-Dom, Gedicht. — **Rudolf Wielandt,** Friedrich Schiller als Christ — **O. Raupp,** Philipp Jakob Spener. — **O. Raupp,** Johann Gottfried Herder. — **Karl Eduard Schilling,** Die Jesuiten. — **O. Raupp,** Der Berliner Dom. — **Waldemar Sonntag,** Unter der Kanzel. — **Karl Ernst Knodt,** Zu seiner Zeit, Gedicht. — **Albrecht Thoma,** Eine Seele. — **F. Holdermann,** Vom vergangenen Jahr. — **Aug. Kind,** Japan und unsere Aufgabe dort nach dem Kriege. — **O. Raupp,** Kirchliche Umschau.

Zu beziehen durch die
Centralstelle des Deutschen Protestanten-Vereins für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.